



Yadé Kara

Das rote Backsteinhaus

Stadtgesellschaft und Nachbarschaft in Berlin-Charlottenburg



Charlottenburg ist einer der ältesten Stadtteile in Berlin. Mit seinem Schloss Charlottenburg, seinen alten Kiezen und einigen gut erhaltenen historischen Gebäuden ist es einer der am dichtesten bewohnten Bezirke der Hauptstadt. Es gibt einige geschichtsträchtige Straßen der neueren deutschen Geschichte in diesem Bezirk. Eine dieser Straßen ist die Zillestraße, benannt nach dem Künstler Heinrich Zille, der bekannt für seine „Milljöh“-Zeichnungen und Fotografien aus dem Berliner Arbeiterleben war.

In der Zillestraße fanden blutige Arbeiteraufstände während der Weimarer Zeit statt, ein Stück weiter an der Deutschen Oper kam es beim Schah-Besuch (1967) zu Krawallen, wobei der Studentenführer Benno Ohnesorg erschossen wurde. Und genau in der Nähe dieser Straße standen einmal viele alte Arbeiterhäuser mit Hinterhöfen, die Anfang der achtziger Jahre abgerissen wurden. Dort wurde dann ein ganzer Wohnkomplex mit fünf Häusern in rotem Backstein hingestellt, und das in einer Zeit, wo noch im alten Westberlin Hausbesetzer, Polizeieinsätze, Spekulanten, modernisierte Altbauten, Öko-Alternative, Friedensbewegung und Abrüstung die Tagesthemen beherrschten und niemand über kulturelle Vielfalt, Leitkultur etc. diskutierte.

Ein gewisser Herr Glas (Name geändert) besaß ein Haus in diesem neuen Wohnkomplex, und er hatte die Idee von einem Haus mit vielen Nationen unter einem Dach – und das zu einer Zeit, als ein „Häuserkrieg“ in Westberlin wütete, denn guter Wohnraum war immer knapp, immer problematisch und immer politisch in dieser Stadt.

Für meine Eltern war es immer eine schwere Angelegenheit, eine große, geeignete Wohnung zu bekommen. Bei der Wohnungssuche wurde oft am Telefon abgewiesen – wegen dem türkischen Familiennamen! Deshalb wuchs ich im alten Westberlin mit dem Bewusstsein heran, dass es wie ein Sechser im Lotto wäre, eine schöne, große Wohnung als ausländische Familie zu bekommen.

An einem warmen Augusttag empfing Herr Glas meinen Vater und mich in seinem Büro. Herr Glas war ein Berliner Jurist, der vom Krieg eine Narbe im Gesicht hatte und auf einem Ohr schwer hörte. Er erklärte uns seinen Plan für das Haus. Ich übersetzte einiges für meinen Vater. Herr Glas zeigte auf die einzelnen Stockwerke und nannte die Namen der Mieter und aus welchen Ländern sie kamen. Er zählte viele ausländische

Namen auf, und wir waren sehr überrascht von seiner Idee: So viele Nationen unter einem Dach! So etwas war neu und ungewöhnlich für uns. Erstaunlich progressiv für einen Berliner. Ein internationaler Berliner?



Abb. 1: Integration ist keine Einbahnstraße (Foto: Jost)

Wir bekamen eine Wohnung und zogen kurze Zeit später ein. Das Haus war in einer Neubauwohnanlage. Sie bestand aus fünf Häusern mit fünf Stockwerken, alle in rotem Backstein gebaut, welches zu den alten historischen Gebäuden der Gegend passte. Es gab einen Kinderspielplatz im Garten und große Grünflächen vor dem Haus. Die Wohnungen waren hell und hatten große Balkone. Es gab sogar einen behindertgerechten Fahrstuhl.

Die halbe Welt im Haus

Ende September veranstaltete Herr Glas ein Hausfest im Garten. Alle Mieter mit Kind und Kegel erschienen. Wir lernten uns kennen. Im Erdgeschoss wohnten die Schmitts, ein Ber-



liner Rentner-Ehepaar, daneben die El-Azem-Familie mit drei Kindern, Vater Palästinenser, Mutter deutsch, dann die Familie Hof mit zwei Teenagern. Im ersten Stockwerk: Herr Junker, ein alleinstehender Rentner (über achtzig Jahre alt, aber flott drauf!), daneben die El-Kassi-Familie mit einem Sohn, Vater Libanese, Mutter deutsch, daneben die koreanische Familie Lee mit drei Kindern, daneben die Dagjic-Familie aus Jugoslawien mit einem Kleinkind. Im zweiten Stockwerk: Eine alleinstehende Rentnerin Frau Moltke, die eine reiche Tochter in den Staaten hatte und Verbindungen zu NPD und Wiking-Jugend, wie wir viele Jahre später herausfanden, aber das ist eine andere Story. Neben ihr die Familie Asif mit zwei Kindern, Vater Perser, Mutter Holländerin, neben ihnen die türkische Familie Yalcin mit drei Kindern, neben ihnen ein alleinstehender Berliner Rentner Herr Claas. Im dritten Stockwerk: Die spanische Familie Gonzales mit drei Kindern, neben ihnen die afghanische Familie Masud mit zwei Kindern, neben ihnen das Berliner Rentner-Ehepaar Pieper.

Im vierten Stockwerk: Berliner Rentnerin Frau Groll, neben ihr die Familie Rosegarten mit zwei Kindern, neben ihnen unsere Wohnung, neben uns Frau Berg, die dreimal um die Welt reiste. Im fünften Stockwerk: Das Ehepaar Gerick, der Mann im Rollstuhl, neben ihnen die Berliner Familie Piefke mit zwei Kindern, eine Säufer- und Proleten-Familie, die öfters Polizeieinsätze in unserem Haus verursacht hat. Ihnen wurde später gekündigt und die Familie Gärtner mit zwei Söhnen zog ein und wohnte noch viele Jahre im Haus. Dann neben den Gärtners die Familie Dorfhaus mit zwei behinderten Kleinkindern, neben ihnen Herr Paulsen mit einem kleinen Hund. Herr Paulsen arbeitete als Wärter im Moabiter Gefängnis (übrigens der einzige Gefängniswärter, den ich kenne; seltener Berufszweig!).

Im Haus gab es zehn große Wohnungen mit jeweils vier Zimmern und zehn kleine Wohnungen mit jeweils zwei Zimmern. Also, insgesamt waren 20 Mietparteien im Haus vertreten, davon hatten zwölf Mietparteien einen deutschen Hintergrund und der Rest war die halbe Welt. Beim Einzug wohnten 13 Erwachsene im Rentenalter, 20 Erwachsene (alle unter 50 Jahren), 29 Kinder- und Jugendliche im Haus, der Älteste über 20, die Jüngste ein paar Wochen alt.

Lebendige Nachbarschaft durch Vielfalt

Unter den Mietern befanden sich Automechaniker, Arbeiter, Ingenieure, Musiker an der Oper, Rentner, Hausfrauen, Krankenschwester, Krankenpfleger, Psychologen, Chemiker, Kosmetikerinnen, Tagesmütter, Handwerker, Sekretärinnen, Schneider, Angestellte, Kellner etc. Es gab keine Arbeitslosen im Haus. Alle Familienväter arbeiteten, einige Mütter mit Kleinkindern blieben zu Hause. Später, als die Kinder in die Schule kamen, begannen drei von ihnen wieder zu arbeiten. Der Mix aus älteren Deutschen, jungen ausländischen Familien, Mischehen und einem Seniorenwohnheim im Nachbarhaus machte die Anlage lebendig.

Zu Weihnachten schenkten wir unserer schnellen, zackigen Postbotin eine Karte mit Geld, zu Silvester trafen wir uns frierend vor dem Haus und schossen Raketen in die Luft und ballerten mit Knallfröschen. Zu Ostern versteckte der Hauswart Süßigkeiten im Garten. Kindergeburtstage waren ein Highlight im Haus. Einige der Moslems fasteten zu Ramadan. Meine Mutter verteilte nach alter Tradition einmal im Jahr die Asure Suppe, die zu Ehren des Propheten Noah und die Rettung der Arche aus zahlreichen Zutaten wie Rosinen, Nüssen, Obst etc. zubereitet wird und eine Art süße Nachspeise ist.

Mit den Jahren gewöhnten sich unsere Nachbarn an diese süße Nachspeise meiner Mutter und die alten Rentner im Haus gewöhnten sich an das laute Tummeln und Spielen der Kinder. In warmen Sommernächten bauten die Kinder ein Zelt im Garten auf und spielten bis Mitternacht, und wenn der Hauswart die Gärten besprengte, tummelten sich die Kinder in Badehosen um die Anlage.

Berliner Sommer für Stadtkinder waren Gartenschlauch, nasser Rasen und Wassereis. Es gab mehr Jungs als Mädchen im Haus, somit bekamen alle Mädchen ein eigenes Zimmer und die Jungs teilten ein Zimmer miteinander. Alle Grundschul Kinder gingen zu Fuß in die Schule. In der Nähe gab es ein Schwimmbad, einen Fußballplatz, eine Bücherei, einen Abenteuerspielplatz, Kindergärten, Kinderläden, ein Jugendfreizeitzentrum. Einkaufstraßen, Schlosspark, Kino-Theater-Oper, ja all das war zu Fuß erreichbar. Die Kinder aus den Mischehen sprachen meistens deutsch, einige Kinder sprachen neben deutsch noch spanisch, englisch, türkisch, afghanisch, holländisch, serbisch. Es war einfach normal, vielsprachig zu sein.

Alle zahlten ihre Mieten, niemand beschädigte die Haustür, Briefkästen oder bemalte die Hauswände. Es war ruhig, sauber im Haus und mit der Zeit wurde es einfach Normalität in einem solch kulturell- und sprachlich gemischten Haus zu wohnen. Nothing special! Obwohl wir das einzige Haus im damaligen Westberlin waren, nehme ich mal an.

Gelungene Integration in Schule und Beruf

In unserem roten Backstein-Neubau wurden über die Jahre sechs weitere Kinder geboren, drei ältere Mieter verstarben, fünf Hochzeiten gefeiert, 15 Kinder machten Abitur, der Rest Realschulabschluss, zwei Hauptabschluss (deutscher Hintergrund), Ausbildung, Fachhochschule. Viele haben später studiert und sind Lehrer, Ingenieure, Juristen, Politologen, Erzieher, Journalisten, Chemiker, Physiker, Musiker etc. geworden. Andere haben eine Ausbildung gemacht und sind Restaurantbesitzer, Einzelhandelskaufmann, Bäckerangestellte, Matrose, Musiker, Schneider, Angestellte, Flugzeugtechniker etc. geworden. Das Letzte, was ich noch in Erfahrung bringen konnte, war, dass eines der jüngeren Kinder in Cambridge Wirtschaft studierte, ein anderer für Bosch in Madrid arbeitete, einer bei Lufthansa in leitender Position war, eine andere



in Holland Medizin studierte und eine der Jüngerer jetzt im Management der Deutschen Bank London tätig war.

Eigentlich nicht schlecht, was aus den Kindern vom „roten Backsteinhaus“ geworden ist! Was hat nun der Hausbesitzer Herr Glas gemacht, was viele andere nicht geschafft haben? Ganz einfach. Er hatte eine Vision von mehreren Nationen unter einem Dach mit der entsprechenden Infrastruktur drum herum. Herr Glas hätte ja auch seine Mieter nach ganz einfachen homogenen Kriterien wie „nur deutsche Familien kommen mir ins Haus!“ aussuchen können. Er hat einmal im Gespräch mit mir darauf hingewiesen, dass Arbeiter nach Deutschland gebracht wurden, aber nicht ihre Moscheen, Geistlichen, Beerdigungsinstitute, Schulen etc. Kurz: Alles, was eine Gemeinde brauchte, war nicht vorhanden. Herr Glas hat die politischen und strukturellen Fehler erkannt und in seinem kleinen Bereich, wo er Einfluss ausüben konnte, einfach anders gehandelt als die Masse.



Abb. 2: Das rote Backsteinhaus in Berlin-Charlottenburg heute (Foto: Jost)

Wie hätte die Entwicklung in dem „roten Backsteinhaus“ stattgefunden, wenn die Schulen hauptsächlich sogenannte „Ausländerklassen“ wären? Die meisten Eltern arbeitslos gewesen wären? Es keine Mietpreisbindung gegeben hätte? Die Wohnanlage heruntergekommen wäre? Die Wohnungen alt und klein ohne Spielplätze und Garten wären? Die Antworten sind in zahlreichen Studien und Schlagzeilen vorzufinden: „Soziale Brennpunkte, Ghetto-Banden, Gewalt an Hauptschulen ...“

Integration im Stadtteil und veränderte Bedingungen nach dem Mauerfall

In den achtziger Jahren waren Charlottenburg und vor allem die Kantstraße und der Savignyplatz total hip. Cafés, Restaurants, die Film- und Kunstwelt traf sich hier (siehe Paris Bar). In den Schulen gab es keine sogenannten „Ausländerklassen“, der Anteil von Abiturienten mit ausländischem Hintergrund war im Ansteigen, Ausbildungsplätze bei Osram, Siemens waren vorhanden. Viele der sogenannten „Gastarbeitergenera-

tion“ begannen ihr Ersparnis in die Stadt zu investieren. Die Zahl der türkischen Unternehmer stieg, die Geschäfte blühten und die Atmosphäre im alten Westberlin war total „cool“. Das Highlight war die 750-Jahr-Feier Berlins! Eins der schönsten Jahre (1987) in dieser Stadt. Die halbe Welt traf sich hier und davon profitierte die Wirtschaft Westberlins und es gab Beschäftigung im Hotel-, Gastronomie- und Unterhaltungssektor.

Das Verhältnis von sogenannten „ausländischen Mitbürgern“ zu den Berlinern war gut. Man veranstaltete viele Straßenfeste, und die Berliner Türken wurden mit Festen, Veranstaltungen etc. aktiv in die 750-Jahr-Feier einbezogen. Denn damals war man neugierig aufeinander, man ging aufeinander zu, Integration wurde diskutiert, Ausländerbeauftragte kamen ins Spiel. Vereine, Moscheen und die türkische Gemeinden formierten sich. In diesen Jahren wurden viele türkische Hochzeiten gefeiert, weil die Kinder, die in den sechziger, siebziger Jahren nach Berlin kamen, jetzt im heiratsfähigen Alter waren und von zu Hause wegzogen und eigene Familien gründeten. Und später wurden dann ihre Kinder (dritte Generation) Teil der sogenannten „sozialen Brennpunkte“.

Mit dem Berliner Mauerfall änderte sich einiges im roten Backsteinhaus. Plötzlich tauchten Kritzeleien wie „Scheiß Ausländer“, „Kanaken“ mit schwarzem Eddingstift geschrieben an Fahrstuhldecke und -wände auf. Einige Monate später waren die Briefkästen voll von Flugblättern der Wiking-Jugend mit Anti-Ausländer-Parolen. Es ging das Gerücht im Hause um, dass die alte Frau Moltke aus dem dritten Stockwerk das Ganze in die Gänge gebracht haben könnte, da sie seit längerer Zeit keinen der Mieter mit „ausländischem“ Hintergrund grüßte, die Kinder beschimpfte und sonst mit hängenden Mundwinkeln und teurem Pelz herumlief. Irgendwann bekam sie eine Hüftoperation, lief an Krücken, später am Stock. Eines Tages erschien ihre große, blonde Tochter aus Amerika im Luxusschlitten vor dem Haus, auch sie grüßte die Leute nicht. Ein Jahr später zog Frau Moltke aus. Sie kam in ein vornehmes Altersheim.

Kürzlich habe ich alte Nachbarn aus dem vierten Stockwerk getroffen. Sie erzählten mir, dass eine dänische Firma das Haus aufgekauft hat, die meisten alten Mieter weggezogen sind, viele der alten Rentner verstorben sind und dass die Mieten nicht mehr an die Mietpreisbindung gebunden sind. Die neuen Besitzer verlangen sehr hohe Mieten und dass viele Russen eingezogen sind und es viel Krach und Unruhe unter den Mietern gibt. Einige trinken viel, deshalb seien sie jetzt auch umgezogen.

Im Rückblick bin ich sehr froh, dass ich die Möglichkeit hatte, in solch einem kulturell-ethnisch-sozial gemischten Haus viele Jahre gelebt zu haben, weil ich unter anderem als Jugendliche ein Selbstverständnis für erlebte Multikulturalität erworben habe, ohne mir dessen damals bewusst gewesen zu sein. Und während meiner zahlreichen Lesungen durch ganz Deutschland ist mir bewusst geworden, wie sehr „mono-kulturell und



mono-sprachlich“ viele belesene Menschen mit deutschem Hintergrund sind; ihnen fehlt einfach die erlebte Erfahrung in kulturell gemischten Nachbarschaften. In den Neuen Bundesländern ist dieses Defizit noch höher und das Selbstverständnis von kultureller Vielfalt kaum vorhanden, ganz im Gegenteil: In den langen Diskussionen nach meinen Lesungen war viel Aufklärungsarbeit notwendig, um falsche Informationen, Vorurteile und einfach Unwissen aus dem Weg zu räumen.

In meinen vielen Schullösungen bin ich immer wieder auf ein verbreitetes Phänomen gestoßen, dass die kulturellen und sprachlichen Kompetenzen der Schüler mit Migrationshintergrund nicht ausgeschöpft, gar nicht in die schulische Leistung miteinbezogen und bewertet werden, was auch in der vhw-Studie „Migranten-Milieus“ als „von deutscher Seite unzureichend abgerufenes Potenzial des Beitrags zum sozialen Miteinander (,cohesion‘ in der EU-Sprache) in der Stadtgesellschaft“ bezeichnet wird. Dieses Nichtabrufen von vorhandenem Potenzial zeigt eine Blindheit, eine Unsensibilität für die vorhandene Vielfalt und vor allem ein strukturell-konservatives und monokulturell orientiertes Denken in den Entscheidungs- und Schaltstellen dieser Republik.

Hier ein Beispiel aus meiner Lesetour: In einer Hauptschulklasse bei Stuttgart mit 20 Schülern, wo neben Deutsch noch weitere zehn andere Sprachen von den Schülern gesprochen wurden,

wo eine Schülerin vier Sprachen (neben Deutsch und Englisch noch Portugiesisch, Spanisch) sprach, wurde diese kulturelle- und Kommunikationskompetenz der Schülerin in keinem Fach in die schulischen Noten einbezogen, in keiner Weise als eine „Leistung“ anerkannt und somit im Zeugnis berücksichtigt – und das in einer Leistungsgesellschaft! In keiner Weise werden diese „Extra-Fähigkeiten“ der Schüler, die sie von monosprachlichen Schülern abhebt, von den Lehrern, Pädagogen, vom Curriculum und Bildungspolitikern in irgendeiner Form lobend erwähnt oder in irgendeiner Form positiv bewertet. Abgerufenes Potenzial in die richtigen Kanäle zu lenken kann konstruktiv und erfolgreich für Deutschland sein – siehe Regisseur Fatih Akin, der zahlreiche renommierte Filmpreise auf internationaler Ebene für Deutschland eingebracht hat.

In Großbritannien wird an den Schulen seit Jahrzehnten „multicultural studies“ als Schulfach unterrichtet und ist ein fester Teil des Curriculums. Vielleicht kann man sich mal umschaun, wie haben andere Länder Migration angepackt und Erfolge erzielt. Siehe Kanada, Australien, USA, Großbritannien etc. Man muss ja Amerika nicht noch mal neu entdecken, oder?

Yadé Kara
Schriftstellerin, Berlin

Oliver Kuklinski

Spielerisch erfahren, wie Stadt funktioniert?

Das neue Spiel *stadtspieler*



Sind Sie ein Fan von Spieleabenden? Treffen Sie sich mit Freunden zum neuesten Gesellschaftsspiel oder interessieren Sie sich sogar für Computerspiele – nicht die Ballerspiele – die strategischen, die ja durchaus lehrreich sein sollen und viele Preise gewinnen? Ich nicht, ich bin ein Spielmuffel. Allerdings habe ich große Freude am spielerischen Umgang mit Problemen und Aufgaben, am Eröffnen von Spielräumen mit Akteuren und Institutionen, am Komponieren von Einfällen und Methoden, um Prozesse zur innovativen Gestaltung der sozialen und gebauten Umwelt zu ermöglichen. Hier schreibt also wohl doch jemand, dem das Spielerische Freude bereitet, und so habe ich mich von Georg Pohl, einem der Autoren, dazu animieren lassen, bei *stadtspieler* mitzuspielen.

Vorgestellt wurde *stadtspieler* jetzt im Rahmen des dritten Bundeskongresses „Nationale Stadtentwicklungspolitik“ in Essen, als eines von 75 Pilotprojekten. Ein Spiel als Pilotprojekt? Das macht neugierig. Vor uns liegt, als Spielfeld, ein fantasievoll gestalteter fiktiver Stadtgrundriss. Verschiedene gut bekannte Strukturen lassen sich erkennen: Straßen, bebaute Bereiche, ein Fluss mit Brücken, Grünflächen, enge mittelalter-

liche und aufgelockerte bis hin zu geometrisch gegliederten Stadtquartieren. Vier bis sechs Spieler tauchen ein in den Prozess der Aneignung, sogar Kreation von Stadt.

Zunächst machen wir uns mit den Grundregeln vertraut und bauen mit Hilfe des beigelegten farbigen Knetbienenwachses jeder sein erstes Gebäude oder eine Figur. Die Gruppendyna-